

Walden

Er kommt heim an diesem Tag im März. Also in seine Wohnung, die er sein Heim nennt. Zuhause ist er ganz woanders, er weiß selbst nicht wo. Die Lesung war mäßig und er war schon vor Beginn angetrunken gewesen, die wenigen Zuhörer hatten desinteressiert gewirkt, oder so, als ob sie etwas anderes erwartet hatten: Literatur zum Beispiel – oder das, was sie für Literatur halten. Vielleicht wurden sie von der Nötigung, „etwas Kulturelles zu machen“ zu seiner Lesung gespült, hatte er noch zu sich selbst gedacht, während er ihnen vorgelesen hatte. Früher waren es mal mehr gewesen. Wollte niemand mehr seine dreckigen Sauf- und Sexgeschichten hören? Konnte niemand mehr seine Sozialkritik verstehen? Verstand ihn generell niemand mehr? Nicht mal mehr „akustisch“? Hatte er vielleicht zu sehr gelallt, zu stark genuschelt? Kapierten die Leute nicht mehr, dass es nur Geschichten sind, die er ihnen vorliest? Erfundene Geschichten. Literatur eben. Oder ist er mittlerweile langsam zu dem Typen verkommen, von dem seine Texte handeln? Als er an diesem Abend in einer Bar in Neukölln ins Publikum gesehen hatte, da hatte er in den wenigen Augen, die ihn aus dem Raum heraus angeschaut hatten, gesehen, dass sie nicht mehr ihn sahen, keinen Autor von Texten, sondern die von ihm erschaffenen Figuren und Protagonisten. Er hatte nur wenige ältere Texte gelesen, der Applaus war spärlich gewesen. Im Hut befanden sich danach zwölf Euro, für acht Zuhörer eigentlich gar nicht so schlecht. Die Bar gab ihm nach der Lesung keine Freigetränke mehr und Bücher wollte auch niemand kaufen. Obwohl es eine seiner kürzesten Lesungen war, fuhren schon keine Bahnen mehr, als er aus der Bar stolperte. Was hatte er solange gemacht?, fragte er sich und lief den Weg zu seiner Wohnung, durch halb Berlin, mit Späti-Bier als Gehstock. Als er ankommt, sind die 12 Euro verbraucht. Er hat Hunger, fürchterlichen Hunger. Im Kühlschrank nichts, eine halbe Flasche Weißwein und ein Bier, immerhin. Auch sonst keine Dosensuppen, keine Tiefkühlpizza. Nur Kekse für seinen Sohn Paul, und dessen Fertiggläschen, für die er allerdings schon lange zu alt geworden ist. Und Dinkel-Waffeln, die Paul sehr gerne mag. Er setzt sich vor den Kühlschrank und isst die Kekse mit der Babyfertignahrung. Es schmeckt fürchterlich, ohne Salz, ohne Geschmack. Zum Nachtisch dann die Dinkel-Waffeln, die haben immer schon ganz gut

geschmeckt. Dann trinkt er die halbe Flasche Wein und spürt, wie ein bisschen Zeit vergeht. Als der Wein leer ist, reist er die Dose Bier aus dem Kühlschrank und kriecht auf allen Vieren aus der Küche, er will es irgendwie ins Bett schaffen. Im Flur kommt er an dem Dublo-Spielzeug von Paul vorbei. Alles ist noch so, wie sie es beim letzten Mal gelassen haben: Die Kühe stehen am Trog und der Bauer sitzt auf dem Haus und guckt, er hält die Mistgabel in der Hand. Und die Hühner warten hinter den Kühen. Er hat es Paul versprochen: „Alles bleibt so stehen, bis du wiederkommst.“ Und wenn es Monate dauern sollte: Er würde es so stehen lassen, ganz genau so.

Er muss an den Rum denken, den er im Schrank versteckt hat, tief hinter vielen Büchern. Für alle Fälle. Und er hasst sich selbst, dass er daran denken muss und auch dafür, dass er die Flasche überhaupt dorthin gestellt hat. Es ist immer das Gleiche: Nur noch diese Flasche, einmal noch so richtig, so richtig richtig, und dann wars das, dann ist Schluss. Aber es funktioniert nie. Vielleicht diesmal, denkt er. Vielleicht habe ich mir beim letzten Mal nicht genug Mühe gegeben. Er zerrt die Bücher als dem Regal, als würde er eine Mauer durchbrechen, nimmt die Flasche und strunkelt aus der Wohnung, hinaus, einfach raus. Er wohnt nicht weit von einem Friedhof und kennt den Zugang, am Hintereingang ist ein Loch im Zaun. Er muss nur kurz über eine große Straße und an einer beleuchteten Kirche vorbei, kein Mensch weit und breit. Es ist ein alter Friedhof, mehr ein Wald als eine Grabstätte, alles vermodert, und er hört einen Kauz irgendwo in den Bäumen. „Erst wenn wir nicht mehr weiter wissen, lernen wir uns selbst richtig kennen“, denkt er, ohne es zu wissen, in dem Aphorismus von Henry David Thoreau, dem Philosophen, der mal zwei Jahre lang im Wald gelebt hat. Der Mond ist hell und fast voll und leuchtet durch das grüne Dickicht auf ein Grab. Er kann nicht lesen, wer hier begraben liegt und tastet sich weiter vorwärts, fällt ständig über Grabsteine und Wurzeln. Er fällt tief in den Friedhof hinein und findet auf einem Grab festen Stand, um die Flasche in die Luft zu recken. Der Rum brennt und wärmt, er ist nassgeschwitzt von der Anstrengung. Wenige Meter unter ihm liegt ein Mensch, vermodert zwischen Erde und Würmern, irgendwann gestorben, irgendwann vergessen. Er nimmt noch einen kräftigen Schluck. Entweder wird er heute Nacht draufgehen oder nie wieder trinken, so soll es sein. Das Schicksal, wenn es dieses gibt, möge entscheiden. Gott, wenn es ihn gibt, möge entscheiden. Der Zufall, wenn es ihn gibt, möge entscheiden. Er selbst, wenn es ihn gibt, möge entscheiden. Ist sein Drang zu sterben stärker als sein Wille zu leben?

Diese Nacht und noch etwa ein Liter Rum aus einem polnischen Großhandel werden darüber entscheiden.

Sechs Stunden später wacht er auf und ist sich nicht sicher, was er davon halten soll. Er kann sich nicht bewegen, alles dröhnt und die Sonne leuchtet auf ihn wie ein Flutlichtscheinwerfer. Er liegt auf dem Grab und in der Flasche ist noch etwas Rum. Wieder hat er es nicht geschafft, denkt er. Es wird noch eine Weile dauern, bis er aufstehen kann. Er schafft es gerade noch so, die Flasche an den Mund zu führen. Sein Hals, sein Gesicht, sein Gehirn: alles fühlt sich an wie ausgebrannt. Und trotzdem ist da immer ein Stück Klarheit, ein Rest Leben, das ihm sagt, dass er nicht tot ist. Lange liegt er noch so dar auf dem Grab eines ihm unbekanntem Menschen, die Sonne strahlt weiter auf ihn ein, ihm ist warm und kalt zugleich, und kurz landete eine Amsel, fröhlich zirpend, auf dem Grabstein, vor dem sein Kopf liegt, aus welchem heraus seine Augen in den Himmel und die leicht schwingenden Baumwipfel starren. Und kurz denkt er, die Amsel schießt ihm jetzt ins Gesicht. Und kurz, bei dieser Vorstellung, muss er lachen, unweigerlich und in sich hinein.